

(Knapdruck verboten.)

22]

## Der Entgleiste.

Von Wilhelm Solzamer.

Am andern Morgen stieg er dem Schulgewaltigen auf die Bude — „auf die Bude steigen“ war der übliche Ausdruck hierfür.

Der Monarch saß in seinem großen Sessel vor dem kleinen Schreibtisch, über dem ein Kreuzifix und der Stundenplan hing.

Er hatte immer die Augenbrauen hochgezogen, weil er gelesen hatte, daß das ein Zeichen von Geist sei. Er rieb die Hände wie ein Barbier, der Schaum schlägt, und fragte: „Was wünschen Sie, mein Sohn?“

„Herr Direktor,“ sagte der Philipp mit unsicherer Stimme, „ich komme wegen meinem verstorbenen Freunde Joseph Löß Herz.“

„So, Sie waren sein Freund? Sein Freund waren Sie! Schön, Herr Kaiser, das habe ich nicht gewußt. Man schätzt den Menschen nach der Wahl seiner Freunde.“

Der Philipp suchte nach einem höflichen Worte. Er spürte, daß er dem Direktor jetzt eine Grobheit ins Gesicht schleudern müßte, eine Grobheit, die nicht vernichtend genug sein könnte. Aber er hielt an sich.

„Was wünschen Sie mir von ihm zu sagen?“ flötete der Direktor und spielte den gewandten Weltmann und Beherrscher, obgleich er ungeschickt und eckig war, wenn er nur aus seiner Schulstube oder seinem Bureau heraustrat. Und wenn nur der Schulrat kam, dann stieß er vor lauter Verlegenheit an jeder Ecke an und kroch so klein um ihn herum — immer mit hochgezogenen Brauen — „gelehrtes Haus!“ — wie ein Hündlein, das für jeden Fußtritt seines Herrn dankbar ist. Aber den Schülern gegenüber, da war er gewaltig und mächtig.

„Sind Sie Jude?“ fragte er, als Philipp noch nicht sprach. Dabei ließ er sich wieder auf seinen Sessel nieder.

„Jude? Nein. Ich bin katholisch.“

„Katholisch — ach ja — und Sie waren bei dem Lehrer Krafft in der Schule früher — in Ihrem Heimatorte. Ach ja.“

„Ja, Herr Direktor, der alte Lehrer Krafft ist mein verehrter Lehrer gewesen.“

„Om, hm! —“ Der Direktor strich sich über seine hohe Stirne.

„Es ist ein schöner Zug der Jugend, daß sie ihre Lehrer verehrt. Es ist der schönste Zug der Jugend, daß sie verehrt.“

Er sprach den großen Gedanken mit erhöhter Wohlgefälligkeit aus.

„Und was wünschen Sie mir zu sagen wegen Ihres Freundes?“ — der Direktor betonte das Wort und machte eine dozierende Handbewegung dazu — „wegen Ihres Freundes Herz?“

„Herr Direktor, er ist verkannt worden. Nur dies wollte ich sagen: daß er verkannt worden ist. Er war ein armer Mensch, ein Krüppel, ein Kranker, aber ein schöner Mensch und ein guter Mensch. Er hatte keinen schlechten Zug — er war ganz gerade und aufrichtig in seinem Charakter. Ich habe ihn gefannt. Ich fühle, daß ich es ihm schuldig bin, daß ich Ihnen das von ihm sage. Ich bin es mir schuldig.“

Der Philipp war warm geworden. Der Direktor schmunzelte.

„Es ist das Vorrecht der Jugend, nur die Oberfläche zu sehen. Wir erfahrenen Leute sehen tiefer. Ich ehre Ihre Auffassung, Herr Kaiser, aber ich behalte die meine.“

„Ich protestiere!“

„Fassen Sie sich, junger Mann. Die Geschichte kennt Beispiele von schönen Freundschaften. Aber Freunde müssen einander wert sein. Ich habe den kleinen Herz anders erkannt als Sie. Lassen wir ihn ruhen. Von den Toten nur Gutes! Wir breiten den Mantel der christlichen Liebe über die Fehler und Schwächen der Menschen, das ist unser schöner Beruf.“

Der Philipp verachtete den Direktor unfählich.

„Haben Sie ein Stipendium, Herr Kaiser?“

„Nein.“

„Haben Sie Vermögen?“

„Nein.“

„Seien Sie fleißig und geben Sie sich redlich Mühe, damit Sie Ihr Studium zu Ende führen können. Ich ehre Ihre Meinung, aber ich kann sie nicht teilen. Ich kann mich nicht von ihrer Richtigkeit überzeugen. Gönnen wir unserem teuren Toten die sanfte Ruhe des Grabes.“

Der Philipp war entlassen. Er war nicht zufrieden mit sich. Aber auch nicht unzufrieden. Er sagte sich, daß er nicht mehr hätte tun können. Er hätte nur noch den Direktor beleidigen können.

Mit dem Herbst kam er in die Prima — und es waren zwei herrliche Primanerjahre. Man erinnerte manchmal an seine Freundschaft mit dem kleinen Herz — aber es ging ihm doch nicht schlecht. Er bezog zwar nie ein Stipendium, trotz aller Bewerbungen, aber das machte ihm so viel nicht aus. Seine Artifelerei florierte, die Mutter verdiente, er gab ein paar Privatstunden, es war alles knapp, beengt, schwer, aber es ging. Er biß sich durch.

Der Eulenmüllerfranz trug seine Narbe auf der Wange, der Philipp trug seinen Riß auf der Hand, und sie waren gute Freunde. Das Dorf hatte sich daran gewöhnt, daß die Emilie und der Franz ein „Verhältnis“ mit einander hatten, und als der Herbst dem Eulenmüllerfranz das einjährige Zeugnis brachte und er nach Worms auf die Müllerakademie ging, da trug der Brieftäger allwöchentlich ein zärtlich Brieflein in ein Haus, das hinter einem Garten lag — und am Fenster erwartete ihn ein glühend Rundgesicht, leichte Füße sprangen die Stiege herunter, helle Augen, die glänzten, saßen den grauen Brieftäger dankbar an, und gar schöne, sanfte Finger faßten nach dem Briefchen, das er entgegen — und manchmal, er neckte gern — hoch hielt. Und nach einem halben Jahre flüsterte er auch manchmal in ihr rosa Dohrchen hinein: „Frau Eulenmüllerin“ und ging lichernd davon — und wenn er sonst am Hause vorbeiging, und nichts hatte — weil auch gar nicht der Tag war, — so rief er laut über die Straße: „Rix für heut!“ — und jedesmal freute er sich an dem schämigen Erröten des hübschen Mädchens, das seine Liebe, sein Sehnen und Erwarten und die süßen kleinen Schmerzen und die großen schwärmerischen Freuden so anmutig trug und sich so begehrtlich in ihnen verschönte.

Für den Philipp stand sie nun in verehrter Ferne — ein Stern, den man nicht begehrt — und in dem Schönsten, was er empfand, blickte er zu ihr auf, heimlich und verschwiegen, ganz in sich verschlossen und mit Scheu und Freundestreue.

Die Zeit ging und nahm und brachte. Die Mutter hatte manchmal Reizen in den Gliedern, aber sie fragte nicht danach. Sie mußte immer schaffen. Schaffen für zwei, das war ihre Natur so. Lieber tot als Faulenzen! sagte sie.

Die alte Elisabeth war noch rüstig. Aber das Spätjahr meinte es nicht gut mit ihr. Sie spürte viel Schmerzen in dem Bein, das auf dem Friedhof lag. Die Leute begriffen das nicht, wenn sie manchmal davon sprach. Aber sie versicherte, daß es so sei. Und manchmal scherzte sie — das Bein wolle wieder seinen Körper haben — und da müsse der Körper zum Bein — weil es doch nicht zu ihm kommen könne. Es sei ja auch Zeit. Alt genug sei sie dazu. Und was ihr das Leben habe geben können, das hab es ihr gegeben. Wenn der Tod sie rufe, sie gehe leicht.

Weihnachten kam — und Fastnacht ging — und Ostern kam wieder nahe — da rief sie der Tod. Er trat vorsichtig und sanft bei ihr ein, mit dem schönen Respekten, der ihr gebührte. Er rührte sie sanft an in der Nacht — im Traume, im milden Schlafe. Ihr Holzbein klang am anderen Morgen nicht in den Lakt des Lebens, das der Tag sonst brachte. Sie hatte rote Wangenlein und helle Augen — ein weißes Häubchen deckte ihr schneeiges Haar. Die Adern auf ihren Händen waren hoch und dunkel, aber sie waren still und ergeben. Ihre Enkel kamen an ihr Bett, und einem nach dem anderen legte sie die Hand auf den Scheitel. Der älteste fehlte. Da wurden ihre Augen trübe und füllten sich mit Tränen.

„Kann er nit kommen?“ fragte sie.

„Vielleicht kann er kommen, Mutter.“

„Aber er soll bald kommen — ich muß bald gehen.“

„Ja, 's ist ihm geschrieben.“

Und sie starb in der nächsten Nacht, sanft und gut, wie gute Menschen sterben. Vor ihrem letzten Seufzer lachte sie noch einmal: „Er soll — bald — kommen“ — und ihre Hand strich über die Decke und suchte seinen Scheitel. Aber er kam nicht. Mit diesem Schmerz starb sie — sonst war ihre Seele ungetrübt und ruhig, wie eine Herzensflamme, die vom Winde geschützt ist. Im Sarge hatte die Lisbeth noch die roten Wangenäpfelchen. Und wie sie dalag, war sie jedem ein Bild des Gutseins.

Die Klar saß wieder auf ihrer Treppe und machte einen Kranz. Es gab noch nicht viel Blumen. Da wurde es ihr doppelt schwer. Und sie konnte auch fast nichts tun vor Weinen. Die Gasse war ihr leer. Dann kam der Philipp und brachte einen wunderschönen von Mainz mit, den er von seinem Taschengelde gekauft hatte.

Die Gräber vom Krafft und der Lisbeth liegen einander gegenüber — zwischen ihnen ist der breite Hauptweg des Friedhofs — in der zweiten Reihe, auf gleicher Höhe, denn man hat auf der Seite, auf der die Lisbeth ruht, nicht vom Wege, sondern von der Mauer hinten angefangen zu begraben.

Auch die vorderste Reihe wurde bald voll. Es war ein böses Frühjahr. Nun mußte man auf der Höhe beginnen, wo der große Ahornbaum steht. Und hier ruht der arme Lukas. Ueber seinem Grabe rauscht die gewaltige Krone des Ahorns. Der Herbst hat ihn daher gerufen. Er liegt ein klein wenig höher — und wenn man in der Friedhofstüre steht, sieht man sein Grab. „Lukas Schlüssel“ steht auf seinem Kreuz — nicht wann er geboren, das wußte man nicht. Drum ließ man auch das Datum weg, wann er gestorben. Der Auerbach hat das Kreuz geschrieben und nichts dafür abgenommen. Er hatte gerade neue Buchstabenablonen geschnitten, als er den Auftrag bekam. So schrieb er das Kreuz mit ihnen. Sie sind breit und groß und stehen so fest und feierlich da, wie für die Ewigkeit.

Die Gemeinde hat den armen Lukas begraben — auf ihre Kosten. Er hat aber ein paar hundert Mark hinterlassen, die er sich gespart hat.

An seinem Grabe stand eine junge Frau neben einer noch schöneren älteren Frau in tiefer Trauer. Man sagte, die junge Frau sei des armen Lukas Kind. Andere wußten es besser — sie sagten, sie sei seine Schwester.

Sie hat das Geld bekommen, das er hinterlassen hat, wie es von ihm bestimmt war.

Als der Philipp neben dem Spengler vom Friedhof ging, sagte der, indem er auf das Grab des Krafft und das der Lisbeth deutete:

„Siehst Du, das ist eine vergangene Welt, die schön war. Der waren die all viel wert. Ob auch unsere Welt einmal einen so schönen Schein haben wird — und ob wir ihr auch einmal so viel wert wie die drei — siehst Du, das hängt jetzt noch von uns ab. Dafür sind wir noch im Leben.“

Und unterwegs fragte er:

„Wie wird's zu Herbst, wenn Du fertig bist?“

„Ach,“ sagte der Philipp, „seien Sie mir still — wie wird's? Die Mutter hängt an ihrem Schullehrer — ich hängt an gar nichts Bestimmtem — die Universität kostet viel Geld — die Mutter ist auch alt — ich glaub, ich muß mich für's Verdienen entscheiden. Ich wär geschweiter Ziegler geworden — dann wüßt ich nicht weiter. Aber so — wird das ein verfahrener Karren.“

„Gm, hm.“

Dann gingen sie nebeneinander her und sprachen nichts.

„Ein verfahrener Karren — sagte der Schlüssel wie als Schlusssatz einer langen Gedankenkette — „ist auch nicht schlechter wie einer, der auf der breiten Chaussee läuft — es wird ihm nur schwerer — und er kann auch dabei draufgehen. Aber was willst Du — geht's uns allen anders? Man braucht viel Wagen, die nebenhinaus fahren, bis man den richtigen bauen kann, der wieder geradeaus fährt.“

„Ach, seien Sie mir still. Ich danke!“

Du dankst? Danach wird nicht gefragt. Das ist's ja gerade, daß darnach nicht gefragt wird. Was man am wenigsten will, das muß man am ersten.“

„Dann hätt ich einfach Ziegler werden können.“

„Gewiß — und es wär Dir eines Tages gerade so gegangen. Wen's herausholen will, den holt's heraus — ob aus der Kettenkammer oder dem Himmelbett. Eure ganze Schulweisheit ist doch arg kurzbeinig. Sie reicht gerade bis zur Krippe aus. Es sollt mir aber um Dich leid tun, wenn Du für nichts anderes da wärst, als für die Krippe. Uebrigens

— wenn Du von meinen Büchern haben willst — Du kannst kommen und Dir heraussuchen.“

„Natürlich will ich.“

„Sie werden Dir aber schlecht in den Kram passen. Sie sind nämlich nicht aus Deiner warmen Schulbehaglichkeit — sie sind aus dem Kampf.“

Der Schlüssel sah ihn lächelnd an.

„Wir kommen jetzt vom Friedhof. Wenn's keine Toten gäb, könnt's auch keine Lebendige geben. Glaubst Du mir das?“

Dann gingen die beiden von einander.

„Du hättest dem armen Lukas auch einen Kranz kaufen können,“ sagte die Mutter.

„Ja, hätt ich können — aber die Obstbäume, die der Lukas gepflanzt hat, die sind sein Kranz — so schön hätt ich doch keinen finden können.“

Mutter und Sohn waren ein wenig gespannt und sprachen in letzter Zeit nur gereizt mit einander. Es war wegen des Berufs, den der Philipp ergreifen sollte. Er wollte weiter studieren — sie wollte es nicht leiden. Er müsse jetzt verdienen, sie habe genug getan. Und sie könne kein Geld mehr aufbringen.

Jeden Tag gab es eine Szene.

Im Programm des Gymnasiums stand in der Liste der Abiturienten, daß der Philipp Mediziner werden wollte. Er hatte es so angegeben.

Die Mutter gab's nicht zu.

(Fortsetzung folgt.)

## Station Wanne, 20 Minuten Aufenthalt.

Momentbilder aus dem Industriebezirk.

Es gibt hin und wieder Wirtschaftshäuser, deren Aussehen von außen wie im Innern zwar ein sehr wenig einladendes, oft ein geradezu reduziertes ist, von denen das Publikum sich dennoch angezogen fühlt. Der konservative Grundzug, das Festhalten und Sichwohlfühlen am Alteingelebten, von dem die Masse des Volkes beherrscht wird, bildet die Ursache dieser Erscheinung. Diese Gedanken beschäftigten mich, als ich auf dem Bahnsteig der Station Wanne auf den Zug wartete. Dieses unscheinbare Bahnhofsgelände, eine schmutzige Barackentabacke, bewältigt schon seit Jahrzehnten einen Niesenverkehr, wie er sich nur auf den an Eisenbahnnotenpunkten gelegenen Großstadt-Bahnhöfen entwickelt. Doch hier muß das Publikum vor dem oben geschilderten Konservatismus in Schutz genommen werden, denn dieses Zustromen ist auf das Bedürfnis berechnet. Der Bahnhof Wanne ist ein Musterbeispiel dafür, wie stiefmütterlich der industrielle Westen, insonderheit der Industriebezirk, von der preussischen Eisenbahnverwaltung bedacht wird.

Bahnhöfe und Häfen geben das Bild der sie umgebenden Landschaft wieder. Dort ist es die Ver- und Ausladung der Produkte, die das Hinterland abgibt und empfängt, da sind es die Erzeugnisse und der Verbrauch der Industrie, doch das Volksleben auf den Verkehrszentren gibt dem Ganzen erst das richtige Gepräge.

Eine gute Veranschaulichung gibt in dieser Beziehung der Bahnhof Wanne.

Welch' ein Gemisch von Nationalitäten flutet auf den Perrons, kräbeltrabbelnd in den verrauchten, schmutzigen Wartesälen. Vor allem fallen aus der Masse die polnischen Frauen in ihren bunten Nationalkostümen auf. Ihre geradezu sprichwörtliche Fruchtbarkeit offenbart sich in ihrem Nachwuchs um sie herum, auf dem Arm — der weite Rock läßt nichts verraten. Wenn Frankreich eine polnische Einwanderung hätte, wie der Industriebezirk, würde die Frage der Bevölkerungszunahme fast gelöst sein. Nicht selten sieht man unter ihnen recht hübsche Gestalten: „Das Auge der Polin ist gleich der Kreolin . . .“, doch erfordert die allzu plumpe Tracht einen schlanken Körperbau, dessen sie sich doch selten erfreuen.

Da geht ein Tirolerbus mit Kniehosen und Gamsstut durch die Menge. Sein frisches, kraftstrogendes Wesen, seine straffe Haltung verrät, daß er noch nicht lange hier im Bezirk weilte. Wenn er erst eine Zeitlang zur Grube gefahren ist, wird seine Kraft schnell dahinschwanden. Die hübsche Tirolertracht wird er mit einem billigen Barenhausanzug vertauschen und er ist ein Bergarbeiter geworden wie die andern. Zwischendurch schreitet, mit einem Hentelstörchen am Arm, die einfache Stötersfrau, die ihrem Aussehen nach aus dem Münsterlande kommt, um ihren Verwandten, die vielleicht in irgend einem Industrieort wohnen, einen Besuch abzustatten. Der Nord birgt jedenfalls Eier und Würste für den Sohn oder die Tochter. — Graziös wiegt sich die noble Weltbame im neuesten Modestillem. O diese Mode! Wie verrückt sind ihre Einfälle und wie siegreich

dringt sie durch; die feststehendsten konservativsten Anschauungen zwingt sie nieder. Sie konstruiert die Bluse mit Oberlicht, läßt durch leichte Gaze oder gar unberührt die weiblichen Reize zur Schau tragen. Gegen sie sind die Mäder machtlos. Mit welchen Augen hätte man die so dekorierte Dame vor einigen Jahren angesehen, wenn sie in einem solchen „Anzuge“ die Kirche betreten hätte? Heute gehen die frommen Damen in solchen Kostümen in den Reichstuhl oder an den „Tisch des Herrn“, und kein Pfäfflein wettert.

Da spaziert ein „kleines Madel“, eben in den Entwicklungs-jahren, mit einem nicht mehr jungen Herrn, der ganz gut ihr Vater sein könnte. Er hat die Kleine sich wohl hierher bestellt. Ihr ärmliches Kostüm läßt erkennen, daß sie gesellschaftlich nicht zu ihm gehört. Das törichte Kind glaubt vielleicht ein wenig daran, daß sie mal die Frau dieses reichen Kaufmannes, des Herrn Doktors werden könnte. Er ist ja so gut und lieb zu ihr, nimmt sie mit ins Café, kauft ihr Schokolade, ist in allem sehr freigebig, doch nur — vom Heiraten spricht er seltensamerweise gar nicht. Aber das wird schon kommen, wenn sie . . .

Dort steht ein Trupp Leute, die durch ihre gleichmäßig einfache Kleidung und ihr Wesen die Zusammengehörigkeit erkennen lassen. Männer wie Frauen tragen mächtige Gebetsbücher in der Hand, und aus ihren Augen stiert ein Anflug fanatischer Religiosität. Es ist ein orthodoxer Gebetsverein, Mitglied irgend einer Sekte, die im Osten so häufig sind und hier die Gebetsmühle weiter treten.

Der Musiker einer Bergmannskapelle schleppt sich mit einem Brumm-bach herum. Die übrigen Mitglieder, sämtlich in Bergmanns-uniform, tragen ihre Instrumente bei sich. Auf irgend einer Fest-lichkeit sollen sie zum Tanz aufspielen. — Ein einzelner Mann mit einer Knappenberämsung erwidert in mir ein Lächeln; wie ein Sonderling kommt er mir vor. Einen Augenblick geht mir die über-lebte Knappenberämsung durch den Sinn, da seh ich die wech-leidigen Gestalten der Heilsarmee mit ihren verregneten und ver-schossenen Uniformen. Ein junger Bursche renommiert zum Zeichen, daß er zum „Kommiß“ ausgehoben ist, mit der eigenen Soldaten-sonntagskappe herum. Ein Kommando Unteroffiziere und Gemeine, die einen Transport ausgeführt haben, wartet ebenfalls auf den Zug. Der künftige Rekrut mißt die „Spinner“ mit argwöhnischen Blicken. Die werden ihn Mores lehren. . . .

Ein Kapuzinerpater im Ordenshabit, mit gesundem, frischem, sorglosem Aussehen, eine Krankenschwester, die von einer Kranken-wache gekommen, bleich und verhärtet, eine für die Welt verlorene Schönheit. Ob sie nicht zu viel auf sich geladen? Italienerinnen mit schwarzen Glutaugen und nachlässiger Eleganz schreiten gestikulierend an der Seite ihrer Männer, die den zerfütterten Hut auf ein Ohr gesetzt haben. Holländische Erdarbeiter in Arbeits- Kleidung, mit ihren runden schwarzen Klappen, stets die Mütze im Munde.

Es kommt neuer Zuwachs. Ein Zug ist eingelaufen, der neue Menschenmassen herangeschleppt hat, doch das Bild nicht wesentlich verändern kann. Ein Trupp Kroaten in lehmbeschnitzter Werktag-s- Kleidung, stellt doch bunteren Zuwachs dar. An den Füßen tragen sie noch teilweise die hausbadend aussehenden Erzeugnisse heimischer Fußbekleidungskünstler. Den ganzen Haushalt, bestehend aus einem Kochkessel, einer Bratpfanne und einem Wassernapf sowie Arbeits- gerät: Spaten, Hacken und dergleichen führen sie mit. Sie benutzen den Sonntag zum Umzug, um zu einem anderen Unternehmer überzusiedeln. Ein trauriger Anblick, der von der Miskandig- und von der „verdammten Bedürfnislosigkeit“ der fremden Arbeiter Zeugnis gibt. Das ist nun der Sonntag dieser Leute.

Jetzt kommt Bewegung in die Menge. Ein Bahnbeamter schreitet den Rand des Perrons entlang. Ein D-Zug läuft ein. Einige Fahrgäste steigen aus und ein, die Masse bleibt davon unberührt. Dann fährt auf einem anderen Geleise ein Personenzug vor. Eine nervöse Unruhe bemächtigt sich der Menge. Laufen, Hasten, Kinder- geschrei, ein Rausen um die Coupés der 4. Klasse. Dann ist wieder Ruhe eingetreten, die Fahrgäste sind untergebracht. Der Zug setzt sich in Bewegung. Auf dem Bahnsteig jenseits des Stationsgebäudes ist wieder ein Zug eingelaufen. Kellner laufen mit Bier und Ge- waren, Zeitungsjungen schreiben. Dann läuft auch mein Zug ein. Ein kurzer Ellbogenkampf und ich habe einen Platz. . . .

## Neuere geologische Literatur.

Der Popularisierung der Astronomie und Entwicklungs- geschichte ist nun auch die Geologie gefolgt, die dank der schwierigen Fachausdrücke relativ lange als Domäne der Spezialgelehrten sich erhalten konnte. Das Bedürfnis der Laienwelt, auch in dieses Gebiet einen Einblick zu bekommen, hat auch da in die Mauer der Fachgelahrtheit Bresche geschlagen, und wir haben in den letzten Jahren eine ganze Menge leicht verständlicher Werke erhalten, die uns in die Probleme der Geologie einführen. Verschiedene Verlage, wie Teubner, Quelle u. Meyer, Göschen, Strecker u. Schröder, Bidsfeldt, Thomas, Kosmos u. a., suchen sich in populären Dar- stellungen zu überbieten, was im Interesse der Güte und Brauch- barkeit nur zu begrüßen ist. Aus der Fülle der Neuerscheinungen seien im folgenden einige hervorgehoben.

Ein sehr glücklicher Gedanke war die Herausgabe einer Vor-

schule der Geologie, die sie von Prof. Joh. Walther im Verlag von Gust. Fischer-Jena nun schon in dritter Auflage erscheinen ist. Das verhältnismäßig billige Buch (Preis geb. 2,50, gebunden 3,20 M.) ist gedacht als eine gemeinverständliche Ein- führung und Anleitung zur Beobachtung in der Heimat und zeigt einen glücklichen Weg, die geologische Wissenschaft allgemein- verständlich darzustellen. Ihre Grundprobleme werden behandelt und am Schlusse jedes Kapitels eine Reihe von Übungsaufgaben gestellt. Damit begnügt sich aber der Verfasser noch nicht; das Buch enthält außerdem ein überaus reichhaltiges Literaturver- zeichnis sowohl für die Geologie im allgemeinen, als auch für die einzelnen Länder und Landschaften, ferner ein dem Laien sehr dienliches Wörterbuch mit Erklärung der geologischen Fachaus- drücke und eine Anleitung zum Lesen geologischer Karten, die zum Kenntnis des geologischen Aufbaus und der geologischen Ent- wicklung einer Gegend unerlässlich sind. Das Buch ist in hohem Maße geeignet, der Geologie neue Freunde zuzuführen. Von dem- selben Verfasser erschien im Verlage von Veit u. Co., Leipzig, eine „Geschichte der Erde und des Lebens“ (Preis gebd. 14 M.), die neben dem bekannten Reinhardt'schen Werk „Vom Nebelsied zum Menschen“ besonders den Bibliothekern zur An- schaffung empfohlen werden mag. Es ist wohl neben der für den Laien doch allzuschwer verständlichen „Erdgeschichte“ Neumayrs das beste Handbuch der Geologie, das wir zurzeit besitzen, und gibt dem, der sich schon etwas mit diesem Wissensgebiete beschäftigt hat, einen ausgezeichneten Ueberblick über den heutigen Stand der Forschung. Wer Thüringen kennen lernen will, der sei auch auf Walthers „Geologische Heimatskunde von Thü- ringen“ (Verlag Gust. Fischer-Jena) hingewiesen, das für den angehenden Freund der Geologie bestimmt ist, ihn in einem geologisch außerordentlich interessanten Gebiet zum eigenen Beob- achten anregt und ihn dabei gleichzeitig mit den wichtigsten geolo- gischen Tatsachen und Theorien vertraut macht.

Vulkanismus und Erdbeben sind durch eine Reihe von Publi- kationen vertreten, was angesichts der letzten gewaltigen Kata- strophen dieser Art leicht begreiflich erscheint. Leider ist eine große Anzahl darunter von sehr problematischem Wert, und der Laie tut gut, da nicht auf jedes in schreienden Farben gehaltene Titels- bild hereinzufallen. Sehr fesselnd geschrieben unter ausgiebiger Benutzung der Originalberichte ist das in der Sammlung „Natura wissenschaftliche Wegweiser“ im Verlag Strecker u. Schröder-Stutta- gart erschienene Bändchen: J. W. Messerschmitt, „Vulka- nismus und Erdbeben“ (Preis geb. 1 M.). Eingehender behandelt das Thema die beiden im Verlag von A. W. Bidsfeldt- Osterwieck erschienenen Monographien, die von dem verstorbenen W. von Knebel früher veröffentlichte über „Vulkanis- mus“ und die soeben herausgekommene von Böse über „Erd- beben“ (Preis kart. a 1,75 M.). Sehr ausführlich ist die „Erd- bebenkunde“ von Dr. Edwin Hennig, dem auch in der Berliner Arbeiterschaft durch seine Museumsführungen bekanntem Assistenten am Naturkundemuseum (Sammlung „Wissen und Können“, Verlag Ambr. Barth, Leipzig, Preis 4 M.). Das Buch wendet sich nicht an den Fachmann, sondern an weitere Kreise des Publikums; dabei behandelt es die Probleme durchaus wissen- schaftlich und berücksichtigt vor allem die neueren Ergebnisse der Forschungen.

Sehr viele Vorkenntnisse sehen die beiden neuen Bändchen der Göschensammlung über „Paläogeographie“ von Dr. Kohmat und „Paläoklimatologie“ von Dr. Eckardt voraus. Der Verlag Göschen will bekanntlich „unser heutiges Wissen in kurzen, klaren, allgemein-verständlichen Einzel- darstellungen“ dem Volke vermitteln. Von Leichtverständlichkeit kann, so interessant der Gegenstand ist und so wünschenswert eine populäre Darstellung wäre, bei den beiden vorliegenden Bändchen im Vergleich etwa zu dem von Fraas über „Geologie“ keine Rede sein. Sie sind höchstens für den Studierenden der Geologie, aber nicht für den Laien zu gebrauchen.

Nicht ganz leicht zu verstehen, wenigstens nicht ohne Ver- herrschung der geologischen Fachausdrücke, ist das soeben erschienene Buch von Dr. R. Reinisch, „Entstehung und Bau der deutschen Mittelgebirge“ (Leipzig, Verlag Dieterich, Preis 3,50 M.). Aber es füllt eine Lücke aus, die bis heute be- standen hat. Die Ursachen der Oberflächengestalt des norddeutschen Flachlandes sind von Wahnschaffe, Keilhaas u. a. eingehend und klar behandelt worden; für die deutschen Mittelgebirge fehlte bislang eine entsprechende Darstellung. Wir geben zu, daß es schwer ist, ein so umfassendes Gebiet in gedrängter Form zusammenzufassen und dabei doch gemeinverständlich zu bleiben, aber wir können uns nicht verhehlen, daß Reinisch an mineralogischen Details zu- viel bringt, was nur dem Fachgelehrten bekannt ist und diesen allein interessiert, die historische Geologie aber allzusehr zurücktreten läßt, und das gerade ist es, worauf sich das Hauptinteresse kon- zentriert. Das wäre für eine Neuauflage zu berücksichtigen, ebenso wie eine Beigabe von Abbildungen der wichtigsten Leit- fossilien sehr erwünscht erscheint. Dem geologisch Geschulten ist das Buch für das bezeichnete Gebiet von großem Nutzen, auch für die Erkenntnis des Zusammenhangs zwischen Siedlungsformen, Er- werbstätigkeit, Verkehrsverhältnissen usw., also der ganzen wirt- schaftlichen Struktur einer Gegend mit ihrer geologischen.

In das Gebiet der von der Geologie nicht zu trennenden Paläontologie (Versteinerungskunde) fallen u. a. zwei Publika-

tionen, deren hier Erwähnung getan werden soll. Im Verlage von E. Schweizerbart-Stuttgart erschien eine deutsche Uebersetzung des französischen Buches von Charles Depéret über „Die Umbildung der Tierwelt“, eine Einführung in die Entwicklungsgeschichte auf paläontologischer Grundlage (Preis 2,80 M.). Professor Frech hat dieses Buch für das Beste erklärt, was über die Deszendenzlehre vom geologisch-paläontologischen Standpunkt aus bis jetzt geschrieben wurde. Die Paläontologie ist, was bei der Schwierigkeit des Gegenstandes besonders anerkannt werden muß, hier in allgemein-verständlicher und wissenschaftlich durchaus einwandfreier Weise behandelt. Der Verfasser schreibt ebensowenig vor dem Ziehen der nötigen Konsequenzen zurück, wie er sich von phantastischen Seitensträngen und bogen Kombinationen fernhält; das schließt natürlich nicht aus, daß man in manchen Dingen anderer Meinung sein kann als er. Ueber die „Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt“ in den verschiedenen geologischen Zeitaltern unterrichtet uns Dr. W. Gotthard (Verlag Ziefeldt-Oberwies. Preis kart. 1,75 M.). Bisher hat dieses Spezialgebiet noch keine populäre Darstellung erfahren, was bei der Seltenheit fossiler Pflanzen und ihrem in der Regel schlechten Erhaltungszustand nicht weiter zu verwundern ist.

Von demselben Verfasser erschien soeben im Teubnerschen Verlag ein Buch, das für die Bewohner Berlins und der Mark von besonderem Interesse sein dürfte, „Botanisch-geologische Spaziergänge in der Umgebung von Berlin“ (Preis 1,80 M.). Gerade die Herausgabe von lokalen geologischen Führern, wie sie unter anderem in letzter Zeit in rascher Aufeinanderfolge für Danzig, Frankfurt a. M., Heidelberg usw. herausgebracht wurden, beweist, daß das Publikum nach solchen Führern verlangt. Die Verleger haben für so etwas eine seine Witterung. Der Gotthardsche Führer ist nun nicht in erster Linie vom geologischen Standpunkt aus geschrieben; der spielt eigentlich nur eine Hilfsrolle, wenn er auch eine sehr eingehende Behandlung findet. Dem Verfasser kam es vor allem darauf an, dem Benutzer eine allererste Einführung in die Kenntnis der Pflanzenvereine, der Lebensgemeinschaften der Pflanzen zu geben. Der Anfänger in der Botanik — hinzuzufügen wäre: jeder Naturfreund — soll daran gewöhnt werden, nicht Pflanzen zu sammeln, sondern sie in der Natur, ihrem Vorkommen und ihren Vegetationsbedingungen nach zu beobachten. Denn es muß immer und immer wieder von neuem gerügt werden, wie sehr das Publikum noch durch unnützes Ausraufen und Abpflücken die Pflanzenwelt und damit die Natur schädigt, so daß an manchen Stellen in letzter Zeit seltene Pflanzen völlig ausgerottet worden sind. Der botanische Gesichtspunkt, nicht der geologische, war auch für die Auswahl der zu besuchenden Gebiete maßgebend; allerdings fallen beide meistens zusammen. Die Exkursionen — es sind deren neun — sind auf die Monate verteilt, in denen sie am zweckmäßigsten gemacht werden. Die Angaben über einzuschlagende Wege, Standorte von Pflanzen, Vorkommen von geologischen Erscheinungen usw. sind sehr ausführlich gehalten und, von verschiedenen Stichproben nach zu urteilen, sehr zuverlässig und erleichtern daher die Orientierung ungemein. Das Buch sollte in der Tasche keines märkischen Touristen — und diese Bunst ist jetzt erfreulicherweise sehr groß geworden — fehlen.

Großes Aufsehen erregt der Erfolg eines ganz jungen Meisters aus Riga, Herrn Niemzowitsch, der einstweilen an zweiter Stelle steht, aber nur noch eine Partie vor sich hat, während Schlechter und Duras außer der Hängepartie noch je zwei Partien zu spielen haben.

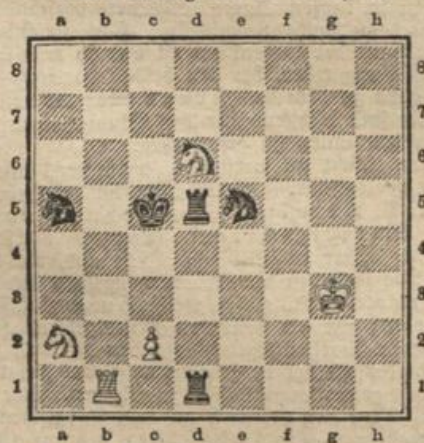
Wir bringen heute von ihm eine Partie, um seinen Spieltypus zu charakterisieren.

Folgende in der dritten Runde (20. Juli) zwischen Marshall (Weiß) und Larrasch (Schwarz) in Hamburg gespielte Partie macht jetzt die Runde in den meisten Fachblättern, weil sie in theoretischer Beziehung sehr belehrend ist. 1. e2—e4, e7—e5; 2. d2—d4, e5×d4; 3. Sg1—f3 (D×d4!), Sb8—c6 (d7—d5!); 4. Lf1—c4. (Hiermit entsteht das sogenannte „Schottische Gambit“, so genannt zur Unterscheidung von der „Schottischen Partie“, die durch 4. S×d4! erreicht wird.) 4. . . . Lf8—c5. (Leichtereres Spiel gewährt: 4. . . . Sf6, z. B.: 5. 0—0, S×c4!; 6. Te1, d5; 7. L×d5, D×d5; 8. Sc3, Df5!; 9. T×e4† — nimmt der Springer den Springer, so folgt Le7! — 9. . . . Le6!; 10. S×d4, S×d4 nebst Le5 zc.) 5. 0—0, Sg8—f6 (Vorsichtiger d7—d6! Der Fortzug gestattet dem Gegner einen lebhaften Angriff.) 6. e4—e5, d7—d5; 7. e5×f6, d5×c4; 8. Tf1—e1†, Lc8—e6; 9. Sf3—g5! (Nicht etwa 9. f×g7, Tg8; 10. Sg5, Dd5; 11. Sc3, Df5; 12. Se4, Le7! und Schwarz steht besser.) 9. . . . Dd8—d5 (Siehe die Bemerkung zum Schluß dieser Partie.) 10. Sb1—c3, Dd5—f5; 11. Sc3—e4. (Dies ist eine allbekannte Stellung, in der Schwarz üblicherweise mit Lb6 fortzusetzen pflegt. Dr. Larrasch probiert jedoch eine in letzter Zeit aufgekommene Neuerung.) 11. . . . 0—0—0 (!?) 12. Sg5×e6. (Der Erfinder des Zuges 11. . . . 0—0—0 rechnete nur mit: 12. g4, De5; 13. Sf3, Dd5; 14. f×g7, Lg4; 15. g×h8, T×h8; 16. Sf6, D×f3; 17. S×g4, D×d1; 18. T×d1, Tg8; 19. h3, h5; 20. Kg2, f5; 21. f3, f×g4; 22. f×g4, h×g4; 23. h4, Sb4 zc. Jedoch Marshall spielt anders.) 12. . . . f7×e6; 13. g2—g4, Df5—e5; 14. f6×g7, Th8—g8; 15. Le1—h6, d4—d3; 16. c2—c3, Lc5—d6. (Besser Le7. Am stärksten war jedoch 16. . . . d2!; 17. Te2, Lb6 zc.) 17. f2—f4, De5—d5; 18. Dd1—f3, Ld6—e7; 19. g4—g5, Dd5—f5; 20. Se4—g3, Df5—f7 (Dh3!); 21. Df3—g4, Td8—e8; 22. Te1—e4, b7—b5; 23. a2—a4, a7—a6; 24. a4×b5, a6×b5; 25. Kg1—g2, Sc6—d8?; 26. Dg4—f3, Df7—g6; 27. Te4—d4!, e7—e6; 28. Td4×d8†! Aufgegeben. (28. . . . K×d8; 29. D×c6 mit der Drohung Ta8†)

In theoretischer Beziehung ist die Stellung nach dem neunten Zuge von Weiß in obiger Partie beachtenswert. Am stärksten geschieht hier 9. . . . g7—g6! (statt 9. . . . Dd5, wie in der Partie.) Es kann folgen: 10. Dd1—f3! (10. S×e6, f×e6; 11. T×e6, Kf7 ist für Schwarz günstig.) 10. . . . 0—0!; 11. Te1×e6! (11. Df4, Te8; 12. S×h7, Lf5!; 13. Tf1, Te4 zc. Oder: 11. Df4, Te8; 12. Dh4, h5! zc.) 11. . . . f7×e6; 12. f6—f7†, Kg8—h8!; 13. Df3—h3 (13. S×e6, De7; 14. Lg5, D×f7!; 15. D×f7, T×f7; 16. S×c5, Tf5; 17. Se4, Te8 zc.) 13. . . . h7—h5; 14. g2—g4 (Auch hier ist S×e6 oder D×e6 wegen der Antwort De7 wertlos.) 14. . . . Lc5—e7; 15. g4×h5 (15. S×e6, Dd5; 16. g×h5, D×h5 zc.) 15. . . . Le7×g5; 16. h5×g6†, Kh8—g7; 17. Dh3—h7†, Kg7—f6; 18. Le1×g5† (18. f4, L×f4; 19. L×f4, Th3 zc.) 18. . . . Kf6×g5 Weiß hat keine genügende Fortsetzung des Angriffs, z. B.: 19. h4†, Kf6; 20. Dh6, Th8; 21. Dg5†, Kg7 und Schwarz gewinnt. Wir bringen diese Ausführung, weil es sich um eine beachtenswerte, allbekannte Stellung handelt, die aus mehreren Eröffnungen hervorgehen kann.

## Schach.

Unter Leitung von S. Napin.



Em. Laster. Weiß zieht und gewinnt.

Hamburger Meisterturnier. Nach der 15. Runde war der Stand (die Zahlen in Klammern bedeuten Hängepartien): Schlechter 10<sup>1/2</sup> (1), Niemzowitsch 9<sup>1/2</sup>, Duras 9 (1), Spielmann 9, Reichmann 8<sup>1/2</sup> (1), Marshall 8, Alshin, Larrasch 7<sup>1/2</sup>, Chotimirski, Fergacz (Fleischmann) 7, Tartalower 6, Köhlein, Leonhardt 5<sup>1/2</sup> (1), Salwe 5<sup>1/2</sup>, John, Speyer 4<sup>1/2</sup>, Yates 2.

An der Spitze steht Karl Schlechter, der mindestens 12 Punkte erreichen dürfte, worauf kaum einer seiner Konkurrenten Aussicht hat.

### Schottische Partie.

Am 21. Juli im Hamburger Meisterturnier gespielt.

Niemzowitsch	Spielmann
Weiß	Schwarz
1. e2—e4	e7—e5
2. Sg1—f3	Sb8—c6
3. d2—d4	e5×d4
4. Sf3×d4!	Sg8—f6!
5. Sb1—c3	Lf8—b4
6. Sd4×c6	b7×c6
7. Lf1—d3	d7—d5
8. e4×d5	c6×d5
Leichtereres Spiel gewährt 8. . . . S×d5! z. B.: 9. Ld2, S×c3; 10. b×c3, De7† mit Ausgleich: 9. 0—0 0—0	
10. Lc1—g5	c7—c6
Allgemein üblich. Jedoch dürfte 10. . . . L×c3; 11. b×c3, Dd6 einfacher sein.	
11. Sc3—e2	Tf8—e8
Zu Betracht kam Lg4 nebst event. Lg4—h5—g6 zc.	
12. Se2—d4	Dd8—d6
13. Dd1—f3	Sf6—e4

14. Lg5—e3	Lc8—d7
15. Ta1—d1	Dd6—gh
16. h2—h3	Lb4—d6
17. Le3—c1	Te8—e7
18. c2—c4	c6—e5
19. Sd4—e2	d5—d4
20. Lc1—f4	Ld7—c6
21. Se2—g3	Ld6×f4
22. Df3×f4	Se4×g3
23. f2×g3!	Dg6—e6?
Besser war Le4	
24. Df4—f5!	g7—g6
25. Df5×c5	Ta8—d8
26. Kg1—h2	De6—d7
27. Tf1—f4	Te7—e6??
Verhältnismäßig besser war Db7. Weiß muß den Fehler im Text sehr elegant aus.	
28. Ld3×g6!	Te6—e2
Ober 28. . . . h×g6; 29. Tf×d4	
29. Lg6×f7†	Kg8—g7
29. . . . D×f7 scheitert an 30. Dg5†! nebst D×d8† zc.	
30. Dc5—g5†	Kg7—f8
31. Lf7—h5†	Aufgegeben.

Die Abteilung „Zentrum“ des Berliner Arbeiter-Schachklubs hat Spielabend jeden Dienstag bei B o f f, Klosterstr. 101. Gäste willkommen.